

Staatsangehörigkeit in der Moderne und späten Moderne diskutiert. Dietz, die feministische Konzepte für eine US-amerikanische Citizenship darlegt, beschreibt 1987 kritisch die Entpolitisierung des Konzeptes: »We seem hypnotized by a liberal conception of citizenship as rights, an unremitting consumerism that we confuse with freedom, and a capitalist ethic we take as our collective identity.«<sup>14</sup> Das, was Citizenship ausmacht, Zugehörigkeiten und Rechte, wird nach Appadurai und Holsten zunehmend zu einem von der formalen Staatsangehörigkeit unabhängigen Schauplatz. Legale ebenso wie illegalisierte Nicht-Staatsbürger\_innen besitzen häufig »virtually identical socio-economic and civil rights as citizens.«<sup>15</sup> Gleichzeitig gewährleiste die formale nationale Staatsangehörigkeit de facto weder Rechtssicherheit noch Zugehörigkeit noch das verfassungsrechtlich fixierte liberale Prinzip der Gleichheit (der Geschlechter und Klassen) – und habe das auch nie getan. Auch bezüglich der Rolle des Wahlrechts als letzte Bastion der klassischen nationalstaatlichen Zugehörigkeit sind die beiden Autoren skeptisch angesichts des Neoliberalismus, der die Bürgerschaft eher bürokratisch verwalte als das Wahlrecht von den Bürger\_innen selbst ausüben lasse.<sup>16</sup> In einem ersten Schritt muss der Gedanke der Zugehörigkeit zu einem Staat durch den der Zugehörigkeit zu einer Gesellschaft ersetzt werden: Zugehörigkeit zu einer community in ihren moralischen und performativen Dimensionen. Dietz fordert dazu auf: to »rehumanize the way we think about political participation and recognize how, as interrelated ›selves‹, we can strive for a more human, relational, and shared community than our current political circumstances allow«.<sup>17</sup>

## Kosmopolitische Demokratie

Wie kann die Tatsache der Bevölkerungspluralität und Multikulturalität, der »shared community« in den Städten der Gegenwart mit den theoretischen Überlegungen zur Staats- und Stadtbürgerschaftsforschung konzeptionell verknüpft werden? Rainer Bauböck begreift das Konzept der Stadtbürgerschaft als zentrales Element einer »kosmopolitischen Demokratie«, jedoch

14 Mary G. Dietz: Context Is All: Feminism and Theories of Citizenship. In: Daedalus 116, 4 (1987), S. 1-24, hier: S. 16.

15 Vgl. A. Appadurai, J. Holsten: Cities and Citizenship, S. 190.

16 Vgl. ebd., S. 193.

17 M. G. Dietz: Context Is All, S. 12.

keineswegs als Alternative zum Nationalstaat, sondern, im Sinne einer Stärkung der Autonomie der Städte, als eine Möglichkeit, nationale Identitäten und nationalistische Ideologien von unten zu verändern. Ein Zugehörigkeitsmodell auf mittlerer Ebene, das vermehrt der Kategorie der Differenz Rechnung trägt,<sup>18</sup> habe, so der britische Geograph Joe Painter, das Potenzial, das exkludierende Verständnis von Staatsangehörigkeit von innen heraus kosmopolitischer denken zu können.<sup>19</sup> Zudem ließe sich eine solches Konzept von Stadtbürger\_innenschaft als eine Art »federal upgrading on cities«<sup>20</sup> über bereits bestehende Strukturen einrichten:

»Instead of adding local government as a fully developed third level, one could selectively upgrade the constitutional status of big cities by turning them from municipalities into federal provinces. This is not a utopian idea but already present reality in Germany and Austria where Berlin, Hamburg, Bremen and Vienna are not only municipalities but also Länder with their own provincial governments and with representation in the federal chamber.«<sup>21</sup>

In der politisch selbständigen Stadt müssen Nachbarschaften und Wohnquartiere als communities und politische Einheiten gestärkt werden, um auf Mitwirkung aufbauen zu können. Diese Überlegungen treffen sich mit dem bereits skizzierten Konzept einer Offenen Stadt, die John Friedmann auf eine Stadtbürger\_innenschaft aufgestellt sieht. Sie macht nicht nur soziale Rechte und Pflichten, sondern auch den in den meisten Citizenship-Diskussionen vernachlässigten ökologischen Fußabdruck zu zentralen Momenten ihrer politischen und lebensweltlichen Bestimmung.<sup>22</sup>

Rainer Bauböck, James Holsten<sup>23</sup> und Arjun Appadurai betonen in dieser Diskussion die Notwendigkeit der bewussten Auseinandersetzung mit Differenz, Dissens, Konflikt und auch Gewalt. Das Zusammenleben von bereits Ansässigen (ungeachtet ihrer Herkunft) und Zuwandernden entwickelt sich sowohl in Friktionen, »Ellenbogen an Ellenbogen«, wie Ramesh Kumar Biswas

18 Vgl. J. Painter: Urban Citizenship, S. 7.

19 Vgl. ebd. sowie R. Bauböck: Reinventing Urban Citizenship, S. 140, S. 157.

20 Ebd., S. 148.

21 Ebd., S. 147f.

22 Vgl. J. Friedmann: City of Fear or Open City?.

23 Vgl. auch James Holsten (Hg.): Cities and Citizenship. Durham NC 1998: Duke University Press.

in Bezug auf die Industrialisierung in Marseille schrieb<sup>24</sup>, als auch über ein »Schulter an Schulter«, so Henk Driessen<sup>25</sup>, über Handreichung und Nachbarschaft. Während die Leitideen für ein gelingendes Zusammenleben vom ausgehenden 19. bis in die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts in Form politischer und sozialer Solidarität von Seiten der Arbeiter\_innen-nahen Gewerkschaften, Parteien und Vereine getragen wurden, finden sie sich in den spätmodernen politischen Strukturen vernachlässigt und unterrepräsentiert.

## **Kosmopolitisch und multikulturell: zwischen Alltagsrealitäten und charismatischer Erzählung**

Stadtbürger\_innenschaft/Cityzenship stärkt die kosmopolitische Realität von Städten,<sup>26</sup> da sie der Kategorie der Differenz Rechnung trägt. Schule und historisches Modell einer pluralen Stadtbürger\_innenschaft ist hier weniger die klassische Referenz des antiken Stadtstaates oder der mittelalterlichen Europäischen Stadt, sondern die historisch durch Handel markierten und internationalisierten Städte. In Marseille und Genua, in Istanbul und Izmir, in Triest und Kotor, in Valencia und Tanger, Oran, Algier, Alexandria, Jaffa, Tripoli, Damaskus und vielen anderen dieser alten Städte lebten Armenier, Griechen, Juden, arabische Bevölkerungsgruppen aus dem Osmanischen Reich, später in der Geschichte dann Christen und weitere sich unterscheidende Religionsgruppen. Sie bewohnten bestimmte Quartiere, trieben Handel und machten mit ihren Fertigkeiten das komplexe Stadtleben erst möglich. In den meisten Städten sind diese Strukturen noch erkennbar und ablesbar am gebauten Raum, am gesellschaftlichen Raum der Repräsentationen und am gelebten Raum des städtischen Alltags mit seinen Gepflogenheiten und Gesten. Nicht nur in die Mittelmeerhafenstädte schreiben sich Geschichte und Gedächtnis einer kulturellen und linguistischen Vielsprachigkeit ein, sondern auch in die alten europäischen Hansestädte, in die städtischen Zentren der Vielvölkerstaaten und in die Kolonialstädte.

Die Hafenstädte entwickeln ihre Kultur und Lebensweise auf Grundlage ihrer wirtschaftlichen und sozialen (Überlebens-)Interessen vor dem Hintergrund schwacher politischer Regulierungen und Sonderverordnungen wie

24 Vgl. R. Kumar Biswas: Metropolis, S. 117.

25 Vgl. H. Driessen: Mediterranean Port Cities, S. 133.

26 Vgl. B. Oomen: Cities of Refuge, S. 122.